

(Nachdruck verboten.)

79]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Die Mutter blickte sich um. Der Mensch mit den schiefen Schultern stand mit der Seite ihr zugewandt und sagte etwas zu seinem Nebenmann, einem schwarzbärtigen Burschen in kurzem Rock und bis an die Knie reichenden Stiefeln.

Wieder zitterte ihr Gedächtnis unruhig, gab ihr aber keinen klaren Eindruck. In ihrer Brust brannte der gebieterische Wunsch, zu hören, was die Menschen gegen die Wahrheit ihres Sohnes zu sagen hätten, und aus ihren Worten den Gerichtsbeschluss zu erraten.

„Wie kann man so urteilen?“ wandte sie sich vorsichtig und leise an Ssifow. „Ich verstehe nicht, was das für eine Ordnung ist. . . Da fragen die Richter danach, was jeder getan hat, aber warum er es getan hat, danach fragen sie nicht. Ist das gerecht? . . . Und dann sind sie alle alt. . . Ueber junge Leute müssen doch junge urteilen. . .“

„Ja,“ sagte Ssifow, „für uns ist es schwer, all diese Dinge zu verstehen!“ . . . Und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Die Verwandten . . . können eintreten! Die Billetts vorzeigen. . .“

Eine mürrische Stimme brachte langsam heraus:

„Die Billetts . . . gerade wie im Zirkus!“

In allen Leuten machte sich jetzt eine dumpfe Erregung, ein unbeweglicher Trotz bemerkbar. Man nahm eine freiere Haltung an, lärmte und stritt sich mit den Gerichtsdienern.

XXIV.

Als Ssifow sich auf die Bank setzte, brummte er etwas.

„Was hast Du?“ fragte die Mutter.

„So! Das Volk ist dumm . . . weiß rein gar nichts . . . lebt im Finstern . . .“

Eine kleine Glocke ertönte. Jemand verkündete gleichgültig:

„Der Gerichtshof kommt . . .“

Wieder standen alle auf, und wieder in derselben Ordnung traten die Richter ein und setzten sich. Die Angeklagten wurden hereingeführt.

„Was auf!“ flüsterte Ssifow. „Der Staatsanwalt spricht.“

Die Mutter streckte den Hals aus, beugte sich mit dem ganzen Körper vor und erstarrte in neuer Erwartung des Schrecklichen.

Mit der Seite nach den Richtern und ihnen den Kopf zuwendend, den Ellbogen auf das Pult gestützt, holte der Staatsanwalt tief Atem und begann, indem er mit der rechten Hand kurz durch die Luft fuhr, seine Anklagerede. Seine ersten Worte verstand die Mutter nicht, die Stimme des Staatsanwalts war fließend, dicht und glitt ungleichmäßig bald langsam, bald schneller dahin. Die Worte wurden eintönig aneinander gereiht, wie Stiche einer Naht, flogen plötzlich hastig auf und freisten wie ein schwarzer Fliegen-schwarm über einem Stück Zucker. Aber sie fand in ihnen keine Gefahr und keine Drohung. Kalt wie Schnee und grau wie Asche bröckelten sie ab und erfüllten den Saal mit etwas Ekligem, wie feiner trockener Staub. Diese Rede, die mit Gefühlen geizte und von Worten übersfloß, konnte Pawel und seine Freunde nicht erreichen, sie berührte sie augenscheinlich gar nicht; sie alle saßen ruhig da, unterhielten sich wie vorher lautlos, lächelten ab und zu und machten dann wieder ein finsternes Gesicht, um das Lächeln zu verbergen.

„Er lügt!“ flüsterte Ssifow.

Sie hätte das nicht sagen können. Sie hörte die Worte des Staatsanwalts, verstand, daß er alle beschuldigte und niemanden ausnahm; nachdem er von Pawel gesprochen, ließ er sich über Fedja aus, und nachdem er ihn neben Pawel gestellt, reichte er ebenso Wufin an. Es war, als wenn er alle in einen Sack packte, sie dicht aneinander legte und einnähte. Aber der Sinn seiner Worte befriedigte, rührte und erschreckte sie nicht; sie wartete auf das Schreckliche und suchte es hartnäckig hinter den Worten, im Gesicht, in den Augen,

in der Stimme des Staatsanwalts, in seiner weißen Hand, die gemächlich in der Luft schimmerte. Etwas Schreckliches war vorhanden, sie fühlte es, aber es war nicht zu fassen, man konnte es nicht bestimmen.

Sie blickte auf die Richter; ihnen war es augenscheinlich langweilig, diese Rede anzuhören. Ihre leblosen gelben und grauen Gesichter drückten gar nichts aus. Als dicke oder übermäßig magere, unbewegliche, sonderbar tote Flecke wurden sie in der matten Längenweile, die den Saal erfüllte, immer trüber. Die Worte des Staatsanwalts verbreiteten in der Luft einen mit dem Auge nicht wahrzunehmenden Nebel, der ständig zunahm und sich um die Richter verdichtete, sie mit einer Wolke von Gleichgültigkeit und müder Erwartung einhüllte. Der Vorsitzende bewegte sich nicht, er war in seiner geraden Haltung fest getrocknet, und die grauen Flecken hinter seinen Brillengläsern verschwanden bisweilen und flossen im Gesicht auseinander.

Angesichts dieser toten Teilnahmslosigkeit und frommen Gleichgültigkeit fragte sich die Mutter verständnislos:

„Galt es Gericht ab? . . .“

Die Frage schnürte ihr das Herz zusammen, preßte allmählich die Erwartung des Schrecklichen aus ihm heraus und kitzelte die Kehle mit einem stechenden Gefühl der Kränkung.

Die Rede des Staatsanwalts riß unerwartet ab, er machte ein paar schnelle, kleine Stiche in die Luft, verbeugte sich vor den Richtern und setzte sich auf seinen Platz. Der Adelsmarschall nickte ihm zu, das Stadtoberhaupt streckte ihm die Hand aus, der Bestärkste aber blickte auf seinen Bauch und lächelte.

Die Richter hatte seine Rede offenbar nicht erfreut, sie bewegten sich nicht.

„Das Wort hat . . .“ rief der Vorsitzende, ein Blatt Papier an sein Gesicht führend, „der Verteidiger . . . Fedosejew, Markow und Sagarow.“

Der Advokat, den die Mutter bei Nikolai gesehen hatte, stand auf. Sein Gesicht war gutmütig, breit, seine Augen lächelten strahlend. Es war, als wenn sich unter den rötlichen Brauen zwei Schneiden hervorschöben und wie eine Schere etwas in der Luft zerschneiden. Er sprach gemächlich, klangvoll und deutlich, aber die Mutter konnte seine Rede nicht hören. Ssifow flüsterte ihr fortwährend ins Ohr:

„Hast Du verstanden, was er gesagt hat? Hast's verstanden? Er sagt, die Jungen wären schlecht, verkommen, verrückt. . . Fedor — verrückt und verkommen?! . . .“

Sie antwortete nicht; schwere Enttäuschung drückte sie nieder. Das Gefühl der Kränkung nahm zu, lastete auf ihrem Herzen. Jetzt wurde ihr klar, weshalb sie auf Gerechtigkeit gewartet, einen strengen, ehrlichen Kampf der Wahrheit ihres Sohnes gegen die Wahrheit seiner Richter zu sehen geglaubt hatte. Sie hatte sich vorgestellt, die Richter würden Pawel lange aufmerksam und ausführlich über sein ganzes Herzensleben befragen, alle Gedanken und Werke ihres Sohnes, all seine Tage mit scharfen Augen mustern. Und wenn sie deren Wahrheit eingesehen hätten, würden sie gerecht und laut sagen:

„Dieser Mann hat recht!“

Aber nichts dergleichen geschah. Es war, als wenn die Angeklagten unendlich weit von den Richtern entfernt seien, die Richter aber — überflüssig. Durch angestrengtes Warten ermüdet, verlor die Mutter das Interesse an der Verhandlung, hörte die Worte nicht mehr und dachte gekränkt:

„Ist denn das ein Gericht? . . . Gericht! . . .“

Und dieses Wort erschien ihr leer, es klang wie ein gesprungener, irdener Topf.

„So ist's recht!“ stimmte Ssifow leise jemandem bei

„Die Menschen sind wie tot!“ bemerkte sie seufzend.

„Aber jetzt werden sie lebendig!“

Sie blickte hin und sah wirklich unruhige Schatten auf den Gesichtern der Richter. Schon sprach ein anderer Verteidiger, ein kleiner mit einem spitzen, blaffen, komischen Gesicht, die Richter aber fielen ihm ins Wort.

Der Staatsanwalt sprang auf, sagte schnell und böse etwas über das Protokoll. Der kleine Greis sprach ermahnend zu dem Verteidiger, der hörte ihn mit ehrfürchtig gesenktem Kopf an und fuhr in seiner Rede wieder fort.

„Kraß“ nur immer zu,“ . . . „merkte Eßisow, „Kraße, bis Du an ihre Seele kommst!“

Im Saal wurde es lebhaft, Kampfeifer bligte auf, der Verteidiger teilte seine Liebe nach allen Seiten aus und gerbte den Richtern gehörig das alte Fell. Die Richter rückten dichter aneinander oder blähten sich plötzlich auf und schwellen an, um die beißenden und scharfen Worthiebe mit ihrer weichen, lockeren Körpermasse abzuwehren.

Die Mutter beobachtete sie, und es kam ihr vor, als wenn sie sich immer mehr aufblähten, aus Angst, die Schläge des Verteidigers könnten einen Widerhall in ihrer Brust hervorrufen und sie in ihrer Gleichgültigkeit stören.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Kulturbilder“ aus Sizilien.

Sizilien, jene Insel, die gleichsam aus den Fluten emporgewachsen zu sein scheint, ist mit so herrlichen Reizen der Natur ausgestattet worden, daß man es mit Recht einen Edelstein, einen strahlenden Saphir nennt, rings umrahmt vom blauen Türkis des Meeres. Für den Botaniker ist das sich eines herrlichen ozeanischen Klimas erfreuende Eiland das reine Elysium. Hier finden sich viele unserer Gartenblumen im wilden Zustande, auch eine Menge echter Tropengewächse gedeihen ohne Winterschutz im Freien. Feigen, Mandeln, Oliven, Zitronen, Orangen, Granatapfelbäume, hin und wieder Dattelpalmen bilden die Flora. Reich bebaut ist die Küste mit blühenden Städten. Aber gleich dahinter bietet sich ein anderes Bild. Da sehen wir sonnenverbrannte, entseßlich öde Gebirge mit armen kleinen Bergnestern, und wer jetzt durch das Innere Siziliens reist, kann, wofern er nicht sehr heiteren Gemütes ist, leicht einen Anfall von Melancholie bekommen. Wohin das Auge blickt: meilenweites unbebautes Land, von Farnen und anderem Unkraut überwuchert, kahle Felsen, steile, von Gießbächen zerrissene Hänge, kein Baum, kein Strauch, kaum einmal eine Niederlassung mit lebenden Wesen, nur hier und da Schaf- und Ziegenherden, die das large Grün, das die Sonne noch nicht verbrannt hat, abweiden. Man fragt sich: wie ist es möglich, daß ein an sich so fruchtbares Land, unter so günstigem Himmel so vernachlässigt, brach liegen kann, daß diese ehemalige „Kornkammer Roms“ jetzt an Lebe und Dürre mit den Steppen Rußlands, den Prairien Nordamerikas wetteifert?

Die Antwort ist leicht gegeben. An diesem Zustande ist vor allem neben anderen Ursachen untergeordneter Natur die Latifundienwirtschaft mit ihrem ganzen Gefolge von schädlichen Wirkungen schuld. Immer mehr und mehr ist der mittlere und kleine Grundbesitz verschwunden, so daß man Sizilien mit Recht „das Irland Italiens“ nennt. Und doch hätte die italienische Regierung eine treffliche Gelegenheit zu einer umfassenden Reform gehabt: als sie im Jahre 1866 die Güter der Kirche, fast ein Drittel des gesamten Areals der Insel, einzog, schlug Garibaldi vor, diesen Besitz zu parzellieren und in irgendeiner angemessenen Form an Kleinbauern zu übertragen. Statt dessen wurden die säkularisierten Güter den Gemeinden zu übrigen recht drückenden Bedingungen überlassen, oder an reiche Leute, zum Teil an die schon vorhandenen Großgrundbesitzer verschleudert und damit natürlich eine Verschiebung zuungunsten des wahren Staatsinteresses vollzogen. In Sizilien nun tritt zu den allgemeinen schädlichen Folgen der ungleichen Bodenverteilung noch ein besonderer Uebelstand: diese großen Herren, die Herzöge von Amale, von Ferrandina, Monteleone, die Fürsten von Belmonte usw. residieren zum geringsten Teile auf der Insel. Die meisten haben ihre Güter nie gesehen — sie vertrauen sich oft aus leicht erklärlichen Ursachen gar nicht hin! —, sondern verzehren ihre ungeheuren Einkommen in Rom, Paris oder auch vielfach in Spanien, wo es diesem mittelalterlichen, mit der Kirche natürlich eng liierten Hochadel am besten zu gefallen scheint. So wandert, was Tausende fleißiger Arme der sizilianischen Erde abgerungen haben, ins Ausland und geht der Insel verloren.

Aber Sizilien ist zugleich auch die Stätte des krassesten Aberglaubens, der furchtbaren Mafia und der menschenmordenden Schwefelbergwerke.

Natürlich spielen im Aberglauben der Inselbewohner Siziliens die größte Rolle die Heiligen. Man rechnet dort vielfach nicht nach Wochen und Monaten, sondern nach den Festen der Heiligen: zu St. Rancratius (5. Juli) darf man das erste Seebad nehmen, zu St. Katharina (25. Juli) sterben die Pilgen usw. Viele Frauen kämten sich Freitags nicht die Haare, um den Gefühlen ihrer Trauer über den Tod Christi Ausdruck zu geben. Eine ganze Kompagnie von Heiligen wird in Bewegung gesetzt, und alle werden mit einem besonderen Sprüchlein bedacht, wenn das Brot in den Ofen geschoben wird. Für eine glückliche Entbindung stehen fünf hohe Helfer zu Gebote. Eine ganze Anzahl von Heiligen vermittelt den jungen Mädchen Heiratspartien. Sprüche, halb Gebet, halb Beschwörung, gibt es gegen Diebe, Augenleiden, Würmer bei Kindern, üblen Geruch aus dem Munde, Läuse, und sogar die einzelnen Tiere haben dort ihre Patrone . . .

Eine besondere Wunderwirkung haben die Seelen der Hingerichteten. Sie schweifen überall umher, namentlich nachts erscheinen sie in menschlicher Gestalt in langen weißen Gewändern. An den Ufern des Oreo (bei Palermo) zwischen den Pappeln kann man sie sitzen sehen. Die Hingerichteten helfen vor allem als Beschwichtiger der Seestürme und Wasserhosen dem Schiffbrüchigen auf dem Meere; zu Lande schützen sie gegen Räuber und Wälder, also gegen Vertreter desselben Gewerbes, das sie selbst früher mit mehr oder weniger Erfolg betrieben haben. Bei einem nächtlichen Angriff braucht man nur zu rufen: *Armi di li corpi decollati* (Seelen der geköpften Körper), so kommen die Skelette aus ihren Gräbern durch die Luft gefahren und verschrecken die Unholde, indem sie ihnen die eigenen Knochen um die Köpfe schlagen. Man walfahretet zu den Geföpften, zündet ihnen nächtlicherweise Kerzen an usw. Weit verbreitet ist der Glaube an eine Art Seelenwanderung. In Kröten, Fledermäusen und Eidechsen verbergen sich oft Menschen, namentlich solche, die eines gewaltigen Todes gestorben sind. Nirgends hat wohl der Teufel eine so vielseitige Anerkennung gefunden, nirgends existiert über ihn eine so ausgebreitete „Wissenschaft“, wie auf Sizilien. Auf sizilianischem Grund und Boden hat er seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen, und wie er gefürchtet, abgewehrt und bekämpft wird, das zu schildern wäre zwar höchst amüsant, würde aber ganze Bände füllen. Die sizilianischen Hexen sind nicht nur an Zahl verbreiteter als in den anderen Ländern, sondern übertreffen diese auch noch durch die großartigsten Künste. Besonders wenden sich die Liebenden an die Hexen. Originell sind ihre Methoden. Um z. B. die Neigung eines treulosen Gatten wiederzuerlangen, ist es an manchen Orten gebräuchlich, ein Kleidungsstück von ihm zu verbrennen, die Asche in einem Säckchen zu sammeln und diese unter die Matraße des Ehebettes zu legen, oder auch einer schwarzen Henne den Hals umzudrehen und sie heimlich im Hause der Ruhlerin aufzuhängen: alles natürlich unter den obligaten Verwünschungen. Um ein sprödes Mädchen gefüge zu machen, muß man eine alte Ratte töten, in die Erde vergraben und da liegen lassen, bis das Fleisch abgefaut ist. Mit den spitzen Knochen des kleinen Gerippes muß man zunächst eine brünstige Feselin und dann ganz leise und heimlich das Mädchen in der Nähe des Rückgrates stechen. Ein anderes Verfahren: man zerstoßt — am besten in einer Sackstrei — Totengebeine zu Mehl, mischt es mit Hundehirn und gibt es gebaden der umworbenen Person zu essen. Ein wirksamer Liebestrant wird gebraut, indem man ein Mönchshaar in Wein kocht, Salbei und eine Wurzel, sizilianisch *pizungurdu* genannt (*Tinea cylindracea*) dazu tut, und das Gemisch der Spröden zu trinken gibt.

Unzählige Spulgeschichten sind im Lande verbreitet, und nur wenige Sizilianer gibt es, die sich nicht durch Amulette gegen Zauberei aller Art schützen. Krast ist die Furcht, daß der Reib eines anderen einem Schaden kann. Diese Fähigkeit besitzen vor allen die Zettatori, Leute, die den bösen Blick (*malocchio*) haben. Sie sind leicht zu erkennen an dem eingefallenen, grünlich-gelben Gesicht, den kleinen, tiefliegenden Augen, der langen Galennase, langem Hals. Das *Malocchio* kann allen möglichen Schaden anrichten, sogar Krankheit und Tod bringen, deshalb muß man immer auf der Hut vor ihm sein. Es ist gefährlich, einem solchen Menschen zu begegnen, ja nur von ihm zu sprechen oder seinen Namen zu hören. So trug vor Jahren ein bekannter Zettatore denselben Namen wie eine Eisenbahnstation in der Nähe von Palermo. Die Folge war, daß die Schaffner die Station nicht laut ausriefen, sondern nur leise in die Wagen hineinflüsterten, daß jeder Reisende vermied, nach der Namensaufschrift am Bahnpostgebäude zu blicken. Priestern, die das *Malocchio* haben, darf man die Kinder nicht zum Tausen geben, ebensowenig die Beichte von ihnen hören oder die Toten von ihnen einsegnen lassen.

Wie schützt man sich gegen solche schrecklichen Menschen? Das einfachste Mittel ist, immer etwas Rotes, am liebsten Korallen in Form von Hörnern oder Hufeisen als Verlock zu tragen; wenn unmittelbare Gefahr droht, aber einen metallenen Gegenstand, die Uhelette, das Messer, den Schlüssel in der Tasche zu berühren. Rot wirkt am besten dem bösen Blick entgegen, und wer in Sizilien reist, wird ebenso wie in Neapel roten Bändern oder roten Stüchchen Zeug begegnen: am Sattel oder Zaum der Reittiere, am Joch der Zugtiere, über der Laterne der Wagen, an den Hausklingeln. Säuglinge bekommen ein rotes Säckchen mit Weibrauch oder geweihtem Salz umgehängt. Gegen ganz besonders schlimme Leute dieser Art muß man mit der Hand das Bild des Hornes nachahmen, indem man von den fünf im übrigen geschlossenen Fingern den Daumen und den Zeigefinger nach ihm ausstreckt, eine sinnlose Formel murmelt und dreimal ausspuckt.

Ganz besonders spielt der Aberglaube beim Lottospiel eine Rolle. Das Lottospiel hat im Leben des Sizilianers eine solche Bedeutung und zeitigt Tag für Tag eine derartige Menge des tollsten Aberglaubens, daß man unmöglich auch nur einiges darüber berichten kann.

In noch ungünstigerem Lichte zeigen sich die sizilianischen Sitten in der Mafia. Was ist die Mafia? Die Mafia stellt nicht, wie man vielfach glaubt, eine Einheit dar, sondern sie bildet gewissermaßen einen sozialen Zustand, der sich in Interessensverhältnissen, Bündnissen und persönlichen Gefolgschaften äußert. Bald erscheint sie als ein loses, freies Bündnis einer Anzahl Gleichstrebender, bisweilen als geschlossene Gesellschaft mit bestimmten Satzungen und Namen. Ihr Ziel ist immer das gleiche: Vorteile

aller Art, zumal für ihre Häupter, zu erlangen. Als ihre Sondergeschäfte dürfen gelten: Schutz der öffentlichen Mädchen, Leitung der Claque, wenigstens in den größeren Städten, und Beeinflussung, wenn nicht gar Beherrschung der Wahlen. Für letztere hat sie bestimmte Machenschaften ausgebildet. Sie unterstützt ihren Kandidaten in seinem öffentlichen Auftreten, bei Reden, Versammlungen und Veranstaltungen, ihre Mitglieder begeben sich zu den Wählern, um sie zu beeinflussen. Darauf sind sie beim Wahllatte zugegen, helfen ihrem Kandidaten durch lärmendes und drohendes Auftreten, beobachten und hindern die Gegenpartei. Schließlich veranstalten sie noch einen Volksausflug zu seinen Gunsten. Wie bei den Wahlen, so arbeiten sie auch sonst öffentlich und geheim. Unternimmt ein Mafiahaupt oder einer seiner Schützlinge irgendein Geschäft zur Vergrößerung seines Vermögens oder sonst zu einem selbsttätigen Zwecke, so macht sich alsbald die Mafia ans Werk, um Stimmung zu erwecken, die Umstände günstig zu erhalten, die Gegenbestrebungen abzulenken und die Gefahren zu beseitigen.

Eine Mafiagruppe besteht aus dem Oberhaupt (Capo), dem Unterführer zur Seite stehen können, aus den eigentlichen Mitgliedern, den Mafiosen (Campari) und den Lehrlingen oder Anhängern. Das Mafiahaupt pflegt den sogenannten guten Gesellschaftskreisen anzugehören, es ist ein Advokat, ein Ratsherr, ein Hauseigentümer oder dergleichen, im Innern der Insel gewöhnlich ein Gutsbesitzer oder Großpächter. Stets ist es ein Mann, dem daran liegt, eine Rolle zu spielen in Politik und Gesellschaft, oder der wirtschaftliche und sonstige Vorteile begehrt, die seine Stellung und sein Vermögen allein ihm nicht gewähren können. Für Macht und Ansehen braucht er Parteigänger; diese sind ihm, er ist ihnen verbunden: eine Hand wäscht die andere. Die Mafia ist fertig. Ein Mafiahaupt braucht kein Geschlechtsbetreuer zu sein, er kann durchaus als Ehrenmann erscheinen, aber die Regel bildet das nicht, sondern ihr zufolge sind er und seine Anhänger Hebelkäter, nicht selten Verbrecher. Gesellschaftlich pflegen die Häupter in hohem Ansehen zu stehen. Ihr Haus wird von Bittstellern zuweilen geradezu bedrängt, von Leuten, die ihren Beistand nach irgendeiner Richtung wünschen, für Zivil- und Strafsachen, für Aemter und Anstellungen von Leuten, die Magistratspersonen, Deputierten oder selbst einem Minister empfohlen sein wollen. Ueberall setzt der Capo seinen vielgeschäftigen und weitverastelten Einfluß in Bewegung, bei Stadt-, Staats- und Stiftsverwaltungen, bei Steuern, Miet-, Pacht- und Verkäufen, bei Aemtervergebung und Wahlen, vor Gericht bei Zeugen, Geschworenen und Richtern.

Die zweite Stufe der Verbrüderung bilden Leute, die ihre Lehrzeit durchgemacht, sich dort bewährt haben, gewöhnlich durch eine feierliche Aufnahme in den Bund eintraten und damit die Rechten und Pflichten eines Mafiosen erlangten. Sie kennen die Absichten und Ziele des Capo, sind ihm eng verbunden, stehen ihm unmittelsbar zur Verfügung, und pflegen blind auszuführen, was er befiehlt. Gegenseitig erkennen sie sich durch bestimmte Zeichen und Satzformeln; sie arbeiten für gewöhnlich mit friedlichen Mitteln, nur im Notfall greifen sie zu Revolver und Dolch. Die Mafiosen befinden sich größtenteils in festen Stellungen. So sind z. B. alle Gärtner der fruchtbaren Conca d'oro (Goldmuschel), der gartenartigen Umgebung Palermos, Mitglieder der Mafia. Im Innern der Insel sind es die Feldhüter, (die Campieri), eine äußerst einflussreiche Menschengruppe, die durch ihre weiten Verbindungen und ihr gewalttätiges, hochfahrendes Auftreten alles ihrem Padrone unterwerfen.

Die unterste Stufe der Mafia besteht aus Leuten, die Mafiosen werden wollen oder der Mafia verbündet sind. Sie erscheinen mithin als Lehrlinge, die das Handwerk erlernen und sich die nötigen Eigenschaften angewöhnen wollen, oder es sind Interessensfreunde und Anhänger. Sie sind ihrem Führer blindlings ergeben, schrecken vor keiner Tat zurück.

Ein anderes Bild. Der Reisende sieht, wie in den Höfen von Catania und Palermo zu Taufenden die Schwefelklüden, die in den Schwefelminen Siziliens aus dem gelben Material hergestellt werden, in die großen Dampfer verladen werden. „Aber ach, wie viel Mühe und Schweiß klebt an jedem dieser gelben Klüden, wie viel Seufzer und Flüche hängen ungesehen an jedem von ihnen! Ja, man kann sagen, mit Menschenleben sind sie erlauft, mit Blut sind sie gebadet...“ sagt Kumpelt in seinem Werke „Sizilien und die Sizilianer“, dem wir hier folgen.

Gewiß, die Picconieri (Meister im Dienste der Unternehmer) haben eine schwere Arbeit. Tief unten bei den Bergwerken mit nur einem Zugang, also ohne Ventilation, oft in heißer, dumper Stidluft stehen sie, oft nur mit Hufe und Sandalen bekleidet und hauen mit der Spitzhade (piccone) 8, 10, 12 Stunden des Tages das spröde Gestein von der Felswand herunter. Gar nicht oder nur wenige Stunden sehen sie die Sonne. So sind auch ihre Lieder — es gibt eine ganze Volkspoesie der Schwefelarbeiter — von wilder Melancholie durchschauert, z. B.:

Verflucht sei die Mutter, die mich gebar,
 Verflucht der Pfaffe, der mich taufte,
 O Jesus,
 Warum bin ich kein Schwein geworden?
 Dann würd' ich doch zu Weihnacht geschlachtet!

Aber sie haben für ihre saure Arbeit, wenigstens in normalen Zeiten, ihren „guten“ Verdienst, nämlich nach Abzug aller Spezen etwa 2 Lire 50 Centesimi, in deutschem Gelde 2 M. Das ist für das Innere Siziliens ziemlich viel.

Singegen die Carusi!

Diese stehen nicht im Dienste der Unternehmung, sondern des einzelnen Meisters, und sind dazu da, das von diesem gelöste Gestein auf ihren Schultern ins Freie zu tragen. Ein junger kräftiger Picconiere kann ganz gut zwei solcher Jungen, steht er sehr weit vom Eingang auch deren mehrere beschäftigen. Wie verschafft er sie sich?

Ganz einfach: er geht zu einem armen Teufel von Familienvater, der viel Mäuler zu füttern und kein Brot im Hause hat, und bietet ihm für einen Ruben von acht bis neun Jahren je nach dessen Körperkraft und Leistungsfähigkeit 100, 120 und 150 Lire. Er zahlt, und nun ist der Junge sein Caruso und muß für einen sehr geringen Lohn, der oft nicht einmal in Geld, sondern in schlechtem Mehl entrichtet wird, alles für seinen Herrn tun, bis er die Kaufsumme abgearbeitet hat, in 99 von 100 Fällen ein Ding der Unmöglichkeit. Auch solche Kontrakte sollen vorkommen, wo kein Geld gezahlt, sondern der Caruso gegen ein Maultier oder ein Pferd eingetauscht wird. Natürlich muß der Kaufherr, um auf die Kosten zu kommen, die kleine Kraft aus, wie er nur kann. Um ihn solange als möglich zu behalten, zahlt er ihm so wenig wie möglich. Die Carusi bringen es höchstens auf 75 Centesimi (60 Pf.). Dafür müssen sie den ganzen Tag auf ihren schwachen Schultern zwei bis drei große Steine auf schlechten Stiegen durch enge Gänge schleppen, oft Hunderte von schlüpfrigen oder außerordentlich hohen Stufen hinauf.

Ogleich auch ihrerseits mit wenig mehr als Hufe und Sandalen bekleidet, geraten sie dabei in einen ungeheueren Schweiß, an den Kreuzgängen aber kommen sie wieder in den empfindlichsten Zug. Dabei die länglichste Rahmung. Die Folge davon ist, daß sie zu einem erschreckend hohen Bruchteil an Lungenschwindsucht leiden, budlig werden und vertieren.

Kann man sich wundern, daß die armen kleinen Kerle ihrem Lose zu entkommen suchen und ihrem Feiniger davonlaufen? Das kommt aber seltener vor als man denkt. Denn schrecklich sind die Strafen, die die um ihr Geld und ihre Arbeitskräfte zugleich geprellten Meister in ihrer wahrhaft sizilianischen Wut gegen die Jungen anwenden, wenn sie ihrer habhaft werden. Oft schlagen oder schießen sie sie tot, ohne daß die Gerichte sich solcher Fälle immer bemächtigen. Denn der Picconiere hat oben Fürsprecher und gute Freunde. Der arme, kleine tote Caruso aber hat niemanden, und für ihn ist's wohl auch so das Beste. . . . J. W.

Kleines feuilleton.

Réaumur. Heute vor 150 Jahren, am 18. Oktober 1757, starb ein Physiker, der nicht nur in der Erinnerung der Fachgenossen lebt, sondern dessen Name auch in den breitesten Schichten des Volkes bis auf den heutigen Tag bekannt geblieben ist und täglich genannt wird: René Antoine Ferchault de Réaumur. Die Naturwissenschaft hatte zu seiner Zeit — er war geboren im Jahre 1683 — noch bei weitem nicht den heutigen Umfang angenommen, der den einzelnen Naturforscher zwingt, sich mit einem einzigen Zweige seiner Wissenschaft zu begnügen, sondern der Einzelne war noch instande, auf verschiedenen Gebieten Hervorragendes zu leisten, wenn er eben überhaupt zu hervorragenden Arbeiten befähigt war. So hat denn auch Réaumur als Zoologe, Metallurg, technischer Chemiker und Physiker sich Ruhm erworben. Als Zoologe wies er nach, daß die harte Schale der Weichtiere, wie zum Beispiel der Schnecken und Muscheln, aus einem Saft entsteht, der sich aus dem Leibe dieser Tiere selbst abscheidet. Als Metallurge machte er sich verdient um die Herstellung des Schmiedeeisens aus Gußeisen, als praktischer Chemiker schuf er das matte Glas. Was ihn aber am meisten und weit und breit berühmt machte, war die Konstruktion derjenigen Thermometer, die man auch heute noch nach ihm die Réaumurischen nennt. Streng genommen freilich ist das von ihm hergestellte Thermometer nicht dasjenige, das man mit diesem Namen bezeichnet, denn er benutzte als Thermometerflüssigkeit nicht, wie es heute gewöhnlich der Fall ist, Quecksilber, sondern Alkohol; aber er schuf die Thermometerstala, die auch heute noch bei uns allgemein im Gebrauch ist. Drei solcher Stalen gelangten im Laufe der Zeit zur Verwendung, nämlich eben die von Réaumur, die von Celsius und die von Fahrenheit. Bei der ersteren wird die Stelle, bis zu der sich die im Thermometergefäß befindliche Flüssigkeit zusammenzieht, wenn das Instrument in schmelzendes Eis gelegt ist, mit 0 bezeichnet, die, bis zu der sie sich bei der Lagerung in fließendem Wasser ausdehnt, mit 80, und der zwischen ihnen liegende Raum dementsprechend in 80 Teile oder Grade geteilt. Celsius bezeichnete den Schmelzpunkt des Eises ebenfalls mit 0, aber den Siedepunkt des Wassers mit 100, der Raum zwischen beiden ist also in 100 Grade geteilt, und ein Grad Réaumur ist demnach gleich $\frac{100}{80}$ oder $1\frac{1}{4}$ Grad Celsius. Bei Fahrenheit liegt der Nullpunkt 32 Grad unter dem Schmelzpunkt des Eises, der Schmelzpunkt selbst trägt also die Bezeichnung 32; den Siedepunkt des Wassers bezeichnet er mit 212, teilt also den Raum zwischen Schmelzpunkt und Siedepunkt in 180 Teile. Später wurde der Alkohol des Réaumurischen Thermometers durch das heute noch gebräuchliche Quecksilber ersetzt, das sich zur Thermometerflüssigkeit deshalb vorzüglich eignet, weil es die Temperatur der Umgebung schnell annimmt und sich bei

der Erwärmung recht gleichmäßig ausdehnt. Merkwürdigerweise ist das Thermometer des Franzosen Réaumur in seinem Geburtslande Frankreich weniger in Gebrauch als in Deutschland. In Frankreich bedient man sich vielmehr gewöhnlich des hundertteiligen Thermometers des Schweden Celsius, und der Deutsche Fahrenheit hat mit seinem allerdings für Umrechnung in andere Thermometergrade etwas schwierigeren Thermometer besonders in Amerika Aufnahme gefunden; aber weil wir Deutsche uns nun einmal mit Vorliebe des Réaumur'schen Thermometers bedienen, soll auch des Konstrukteurs am hundertfünfzigsten Gedächtnistage seines Todes bei uns gedacht sein.

Theater.

Lessing's Theater. "Vom andern Ufer"; drei Einakter von Felix Salten. Der Abend bewegte sich in aufsteigender Linie und schloß im letzten Stücke, in dem der junge Wiener Autor die ernste Miene abschüttelnd, dem eingeborenen lustigen Feuilletontemperament die Zügel schießen ließ, mit einem echten Triumphe. Seit Schnitzlers "Literatur" ging kein so übermütig lecker, in aller Tollheit zugleich so funnreicher und wahrer Witz über die Bühne.

Im ersten "Der Graf" betitelten Einakter überragte bei manchen hübschen Schlaglichtern der Eindruck klügelnder Theatermacher, des thesenhaft konstruierter. Ein Abenteuerer mit tadellos vornehmen Manieren, der es vom Kellner bis zum vermögenden Mann gebracht, meint nur ein unzerzählbares Versehen der Natur zu korrigieren, wenn er sich den Grafentitel aus eigener Machtvollkommenheit zulegt und unter diesem Namen eine Komtesse freit. Ein blaublütiger Vetter der Dame, bei welchem der Natur der umgekehrte Irrtum mit untergelaufen ist, demuziert den Gelden, der in der Gewißheit, daß jede Minute der Kriminalbeamte kommen kann, seine chevaleresken Fähigkeiten erst recht in vollem Glanz erstrahlen läßt und vor Frau und Schwiegervater kaltblütig seine aristokratische Naturrechtstheorie auseinandersetzt: Forttrennen wäre unschicklich; es genügt dem Mitterlichen, daß die Dame seines Herzens, wenn er die am Schicksal vorgenommene Korrektur hinter Kerkermauern abbüßen muß, dennoch an seine hochgeborene Seele glauben wird.

Viel tiefer gingen, obwohl auch hier Tendenz und Absicht der Kontrastierung zu gewaltigam effektvoll hervortraten, um eine reine künstlerische Wirkung zuzulassen, die tragischen Szenen des Mittelstücks "Der Ernst des Lebens". Die Situation hat mit der in Schnitzlers psychologische Meisterstizze "Legte Masken" mancherlei Züge der Verwandtschaft. Man hört die Stimme eines Kranken, dem das Todesurteil gesprochen ist, und dessen langverhaltener Groll sich vor dem Sterben noch einmal entladen will, — Stimmen vom andern Ufer. Mit anscheinend harmlosem Wortgeplänkel zweier in ihrem letzten Lebensgrund diametral entgegengesetzter Naturen setzt das Drama ein. Ein weidlicher, aber in seiner Weichheit doch auch fein und nobel empfindender Genüßmensch, ein Freiherr, der auf ererbtem Gute untätig dahin lebt, hat seinen Schwager, einen berühmten Medizinalrat zur Konsultation gebeten. Der Arzt ein Selbmademan, in dem sich rastlose Energie mit niederem Streberehrgeiz rücksichtsloser Härte verbindet, beginnt bei der Begegnung mit dem einstigen Schüler, dem Einzigen, der sich von seiner überlegenen Willenskraft nicht imponieren ließ, nach alter Gewohnheit mit den Sticheleien, die zuletzt immer in eine bengalische Beleuchtung des jugendhaften eigenen Ich ausmünden. Der bloße Anblick dieses Menschen, der nichts zu arbeiten "braucht" und der ihn selber am Ende gar durchsicht und betrachtet, wirkt auf ihn regelmäßig alarmierend. Das spöttische Lachen des Patienten reizt den Rat zu immer grimmigerer Wit; und als die Untersuchung ein bedenkliches Resultat ergibt, ist er brutal genug, es dem Verhassten ins Gesicht zu sagen, daß er kein halb Jahr mehr leben wird. Der wilde Schmerzensausbruch des Kranken, dem er den schützenden Schleier der Hoffnung weggerissen, ist ihm nur Anlaß zu pharisäerhaft gespreizten Deklamationen. Da blizt im Auge des Verzweifelten raschschäftige Begierde auf. Er schlägt die Tür und richtet den Revolver auf die Brust des Arztes, drohend, daß er in einigen Augenblicken ihn niederknallen werde. So mag der Starke, Selbstbewußte seinen Mut jetzt selber auf der Stelle beweisen! Und Zoll um Zoll schmilzt diese aufgeblasene Männlichkeit dahin, erniedrigt sich in jämmerlichem Winseln, bis jener, angeekelt zurückversinkend in den eigenen Schmerz, die Waffe wegwirft. Die Masken sind gefallen.

Einer vom andern Ufer ist auch Konstantin in der Komödie "Auferstehung". Er hätte sterben sollen, die Wissenschaft der Vergleiche war darüber einig. Aber wie zum Lort der Mediziner sowie der Freunde und Freundinnen kommt der von rechts wegen Verschiedene nochmals zu neuen Kräften. Das Komplizierte dabei ist, daß sich der Junggelelle nach der Genesung als Familienvater wiederfindet. In der Krise fiel ihm aufs Gewissen, daß er doch irgend ein gutes Andenken auf Erden zurücklassen müsse. Sein uneheliches Töchterchen, um die und deren Mutter er sich seit Jahren nicht bekümmerte, soll seinen Namen und die Hälfte des Vermögens erben. Es gelang, die einstige Geliebte aufzutreiben; und am Krankenbette wurde die Zeremonie der Heirat vollzogen. Das Fräulein, das für den ungetreuen Konstantin längst im Zusammenleben mit einem weit solideren Klavierlehrer Ersatz gefunden, hatte in Rücksicht auf das Kind das Geld, und die tot-

sichere nahe Wittwenschaft gern eingewilligt und zappelt nun in peinlichster Verlegenheit. Die virtuos erfundene komische Verzwicktheit der Situation wird vom Verfasser höchst humorvoll ausgenutzt. Am Ende räumt Konstantin das Feld, indem er sich als offiziell gestorben deklariert, sein Testament vollstreden läßt und als ein Aufgestandener, ein funkelnelnagelneues Individuum, sein Glück von neuem zu versuchen, in die weite Welt zieht.

Wassermann, der in allen drei Stücken die Hauptrolle inne hatte, war gleich vollendet als Hochstapler, als Kranker, wie als fidel Genesener. Trefflich sekundierte ihm in den ersten beiden Dramen Reicher, der sein Bestes in der Figur des Medizinalrates gab, im Lustspiele Elise Lehmann und die Herren Bruno Ziener und Forest.

Humoristisches.

Humor des Auslandes.

— Bei einer kürzlichen Versteigerung alter Bücher sagte der Auktionator: "Dies Buch, meine Herren, ist besonders wertvoll, denn es enthält eine handschriftliche Randbemerkung von John Dryden. Fünf Pfund sind geboten. Zum ersten, zum zweiten, zum dritten. Es gehört Ihnen, mein Herr!" — Die autographische Randbemerkung des berühmten Gelehrten lautete wie folgt: "Dies Buch ist das Papier nicht wert, worauf es gedruckt ist."
(„The Argonaut.“)

— Er (mit einem Seufzer): "Ich habe nur einen Freund auf Erden, meinen Hund." — Sie: "Warum schaffen Sie sich nicht noch einen Hund an?"
(„Chicago Daily News“.)

Notizen.

— Das Deutsche Theater bereitet als nächste Premiere Hebbels "Genoveva" und Schillers "Räuber" vor.

— Deleeb v. Liliencron hat einen neuen Roman vollendet, der den Titel "Leben und Lüge" trägt.

— Das Revolutionsdrama des russischen Dichters Michael Theofotowitsch Andrejanoff: "Rotjoi" (Der Kessel), deutsch von Otto Rosenbergs, wurde vom Brünner Stadttheater zur Uraufführung angenommen.

— Eine Untersuchung über die deutschen Volksbibliotheken veröffentlicht Dr. Ernst Schulze-Großhofstel im letzten Hefte des "Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik". Die Berechnungen des Aufsatzes stützen sich auf Zahlen, die der Verfasser durch eine Umfrage bei sämtlichen Volksbibliotheken in allen deutschen Städten mit mehr als 20 000 Einwohnern gesammelt hat. Dr. Ernst Schulze teilte diese Städte in zwei Gruppen: die Großstädte (mit mehr als 100 000 Einwohnern) und die Mittelstädte (mit 20 000—100 000 Einwohnern). Die 40 deutschen Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern besitzen eine Gesamtbevölkerung von 11 380 000 Seelen, also fast den fünften Teil aller Bewohner des Deutschen Reiches überhaupt. Ihre Volksbibliotheken umfassen zusammen 807 000 Bände, so daß also 1 Band durchschnittlich auf 14,10 Einwohner entfällt. Im Jahre 1895 gab es 28 deutsche Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern und mit einer Gesamtbevölkerung von 7 294 000 Menschen; es kam durchschnittlich 1 Band auf 18,50 Einwohner. Mehr als 100 000 Bände im Jahre verleihen jetzt die Volksbibliotheken und Bücherhallen in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Breslau, Dresden, Essen, Barmen, Elberfeld, Charlottenburg, Köln und Straßburg. In 28 von 40 Großstädten bestehen in den Volksbibliotheken neben der Ausleihbibliothek noch Lesesäle. Doch scheint sich allmählich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß die Ausleihbibliothek bei weitem die wichtigere Einrichtung ist.

Ungünstiger ist das Verhältnis in den Mittelstädten zwischen 20 000 und 100 000 Einwohnern. Dr. Ernst Schulze kommt zu dem Schluß, daß in diesen Städten das Volksbibliothekwesen im Verhältnis noch weiter als in den Großstädten zurück ist. Lobenswerte Ausnahmen sind z. B. Jena, Lübeck, Bonn, Greifswald, Lüdenscheid, Wiesbaden.

So gering selbst in den Großstädten die Zahlen namentlich im Vergleich mit den amerikanischen Verhältnissen erscheinen, so klingt doch ungleich ungünstiger, was der Aufsatz über die ländlichen Volksbibliotheken namentlich auf Grund der durch die Dichter-Gedächtnis-Stiftung gesammelten Erfahrungen zu berichten weiß. Zwar sei nicht eine einzige größere Schenkung für ländliche Volksbibliotheken gemacht worden, und wenn sich nicht gemeinnützige Gesellschaften, Kreisvereine und Regierungen ihrer angenommen hätten, würde es noch viel bedauerlicher mit ihnen bestellt sein. Gibt es doch nach einem gleichzeitig erschienenen Aufsatz desselben Verfassers im 1. Bande des "Archivs für Volksbildungswesen" über die "Volksbibliotheken der deutschen Dörfer" schätzungsweise 5000—6000 solcher kleiner ländlicher Volksbibliotheken allein im Deutschen Reich.

Deutschland, das einmal als das klassische Land der Volksbildung galt, ist — das beweisen wieder einmal diese Ziffern — auf diesem Gebiet in beschämender Weise in der Welt zurück.